

Verehrte Leserinnen und Leser,

das Erscheinen des ersten Hefts der Zeitschrift für empirische Hochschulforschung (ZeHf) im November letzten Jahres markierte den Beginn eines wissenschaftlichen „Start-ups“. Wir freuen uns über die aner kennenden Worte, die uns seitdem erreicht haben, und die gute Resonanz, die sich in einem regen Manuskriptaufkommen spiegelt. Die Einreichung von jetzt schon mehr als 30 Beiträgen unterstreicht den Bedarf an einem solchen Forum, auf dem zahlreich vorhandene Forschungsergebnisse aus einer breiten Palette von Fachdisziplinen kommuniziert und zur Diskussion gestellt werden können.

Gerade weil die ZeHf die interdisziplinäre Breite der Hochschulforschung abbilden will, liegt eine besondere Herausforderung in der Entwicklung von einheitlichen Qualitätskriterien und -standards, die der Vielfalt der theoretischen und forschungsmethodischen Zugänge gerecht werden. Umso dankbarer sind wir den vielen GutachterInnen, die mit ihrer Sensibilität und tatkräftigen Unterstützung dazu beigetragen haben, dass in diesem Heft erneut Beiträge von hoher Qualität gebündelt werden konnten, die die Diversität der in der hochschulbezogenen Forschungscommunity anzutreffenden Ansätze widerspiegeln.

Inhaltlich fokussiert das zweite Heft auf Studierende als eine in der Hochschulforschung zentrale Akteursgruppe, wobei sich die einzelnen Beiträge auf unterschiedliche Phasen des Studiums beziehen und belastbare Wege zur Beantwortung der jeweils aufgeworfenen Fragen aufzeigen.

Im ersten Beitrag von Happ, Förster und Beck werden wirtschaftswissenschaftliche Studiengänge, in denen der Anteil von Studierenden mit Migrationshintergrund (MH) vergleichsweise hoch ist, in den Blick genommen, um mögliche Unterschiede in den *Eingangsvoraussetzungen von StudienanfängerInnen* mit und ohne MH näher zu eruieren. Anhand einer Stichprobe von fast 1400 Studierenden wird gezeigt, dass Studierende mit Migrationshintergrund (bei Kontrolle der Abiturnote) in einem (Vor-)Wissenstest durchschnittlich geringere Werte erzielen als ihre KommilitonInnen ohne MH. Die Autoren diskutieren diesen Befund als Hinweis auf erschwerte Informationsverarbeitungsprozesse bei migrierten Fremdsprachlern und z.T. auch migrierten Deutschsprachlern, auf die es in der Lehre hochschuldidaktisch zu reagieren gilt.

Ob sich bereits *in der Anfangszeit des Studiums* Veränderungen in lern- und leistungsrelevanten Parametern bis hin zu Studienabbruchgedanken aufgrund nicht (zureichend) eingelöster Erwartungen vorhersagen lassen, untersucht Grassinger im zweiten Beitrag. Um die aus dem Erwartungs-Wert-Modell der Lern- und Leistungsmotivation abgeleiteten Hypothesen zu prüfen, wurden über 200 StudienanfängerInnen vor Studienbeginn sowie zur Mitte und am Ende ihres ersten Semesters befragt. Den Ergebnissen zufolge führen antizipierte Studienwerte, wenn sie nicht eingelöst werden, erwartungskonform zu einer geringeren Freude im Studium und einer höheren Intention zum Studienabbruch. Welche Implikationen sich hieraus für die Hochschullehre und die Studienberatung ableiten, diskutiert der Autor in seinen Schlussbetrachtungen.

Im Zentrum des dritten Beitrags von Dörrenbächer, Russer und Perels stehen Lerntagebücher, die in Lehrveranstaltungen *über den ganzen Studienverlauf hinweg* ein wichtiges didaktisches Instrument darstellen, zunehmend aber auch zur Prüfung der Wirksamkeit von umschriebenen Interventionsmaßnahmen – wie hier einem Selbstregulationstraining – herange-

zogen werden. Dementsprechend untersuchen die Autorinnen im Rahmen ihrer Studie mit drei Messzeitpunkten systematisch die Güte eines prozessanalytischen Verfahrens zur quantitativen Auswertung von qualitativen Lerntagebuchdaten. Ihre Befunde deuten darauf hin, dass sich mithilfe des entwickelten Kodierschemas Veränderungen in spezifischen Selbstregulationskompetenzen reliabel und valide erfassen lassen und dass das alleinige Ausfüllen des Lerntagebuchs keinen Effekt auf das Selbstregulationsverhalten Studierender hat.

Die Autorengruppe um Steffen Wild (Wild, Deuer & Schulze Heuling) schlägt mit ihrem Beitrag gewissermaßen einen Bogen *von der Zeit vor Studienbeginn bis zum (gedanklich vorweggenommenen) Übergang ins Erwerbsleben*. Konkret wird die anhaltende Debatte um Vor- und Nachteile einer acht- bzw. neun-jährigen Regelschuldauer aufgegriffen und quasi-experimentell der Frage nachgegangen, ob sich eine Schulzeitverkürzung in den Ansprüchen, die Studierende an potentielle Arbeitgeber stellen, niederschlägt. Die mit Rückgriff auf Sozialisations- und Motivationsansätze, die Humankapitaltheorie und Befunde zu generationsspezifischen Werthaltungen entwickelten Thesen werden anhand einer Befragung von dual Studierenden, die von vielen Unternehmen als qualifizierte Nachwuchskräfte begehrt werden, auf den empirischen Prüfstand gestellt. Die gewonnenen Befunde sind nicht nur unmittelbar relevant für die strategische Personalrekrutierung von Unternehmen in Zeiten des ‚war of talents‘. Sie begründen vielmehr auch weitergehende, wissenschaftlich zu bearbeitende Fragestellungen, die etwa um die Einordnung von in Jugendstudien (*bottom up*) ermittelten Ansprüchen an einen ‚guten Beruf‘/ein ‚gelungenes Leben‘ in theoriegeleitet (*top down*) entworfene Systeme zur Kategorisierung von Werten bzw. Vorstellungen zur Befriedigung von ‚existence und growth needs‘ kreisen.

Der fünfte Beitrag von Eulenberger schließlich lenkt die Aufmerksamkeit *auf berufsbiographisch bedeutsame Entscheidungsprozesse nach erfolgreichem Studienabschluss*. Diese werden am Beispiel des Verbleibs von AbsolventInnen diverser Lehramtsstudiengänge analysiert, weil Abweichungen vom typischen Übergangsmuster (der sofortigen Einmündung ins Referendariat) Aufschluss über grundlegende Neuorientierungen geben, die im Beitrag als ‚berufsfeldbezogene Mobilität‘ thematisiert werden. Andererseits sind die Übergänge in diesem Berufsfeld in Deutschland zwar vergleichsweise häufig, aber in den einzelnen Bundesländern doch tendenziell unterschiedlich und variabel reglementiert. Die berichteten Ergebnisse basieren auf den Daten von rund 700 sächsischen LehramtsabsolventInnen und sind auch deshalb interessant, weil in der Stichprobe StudienabgängerInnen vor und nach der Etablierung des 2011 von der sächsischen Staatsregierung beschlossenen „Bildungspakets 2020“ eingeschlossen sind. Damit ging in Sachsen eine starke Ausweitung von staatlichen Lehrkräftestellen und Stellen im Vorbereitungsdienst einher. Diese objektiv günstigeren Arbeitsmarktbedingungen spiegeln sich erwartungskonform in der regionalen Mobilität der AbsolventInnen, anders als vermutet aber nicht in der berufsbezogenen Mobilität. Somit bleibt zu erforschen, warum das Zusammenwirken von individuellen Präferenzen und kontextuellen Anreizstrukturen für die beiden betrachteten Mobilitätsentscheidungen variiert.

In der Gesamtschau liefern die in diesem Heft gebündelten Beiträge also eine Vielzahl neuer Erkenntnisse, die fruchtbare Ansatzpunkte für die theoriegeleitete Gestaltung der Hochschulausbildung liefern. Gleichzeitig werfen die Artikel – wie dies bei guter Forschung üblich ist – eine Reihe neuer Fragen auf, die im Rahmen der interdisziplinären Erforschung von Entscheidungen, Wahrnehmungen und dem Verhalten von Studierenden

weiterverfolgt werden können. Aus der Kenntnisnahme der hier versammelten Beiträge sollten somit alle LeserInnen wertvolle Einsichten für die eigene Hochschullehre oder auch für die eigene Hochschulforschung ziehen können.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen allen eine anregungsreiche Lektüre!
Ihr Herausgeberteam